

Leseprobe
und Porträt der Autorin

LISA SEE
Töchter aus
shanghai

ROMAN

C.Bertelsmann

Pressekontakt: susanne.haufellner@cbertelsmann.de

Alle Rechte vorbehalten

© 2009 C.Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlag: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer

Gestaltung: Maßmann, Neuser GmbH, Werbeagentur

Druck: RMO & welte Druck GmbH

Printed in Germany

www.cbertelsmann.de

Lisa See

TÖCHTER AUS SHANGHAI

Roman

Aus dem Englischen von Elke Link
und Andrea Fischer

Ca. 352 Seiten

Ca. € 19,95 [D] / € 20,60 [A] / CHF 34,90

(CHF: empfohlener Verkaufspreis)

ISBN 978-3-570-1057-0

Bitte keine Besprechungen vor dem
5. Oktober 2009

C.Bertelsmann

Leseprobe

Töchter aus Shanghai

»Unsere Tochter sieht aus wie eine südchinesische Bäuerin mit diesen roten Backen«, nörgelt mein Vater und ignoriert demonstrativ die Suppe, die vor ihm steht. »Kannst du nichts dagegen machen?«

Mama schaut Baba an, aber was soll sie schon sagen? Ich habe durchaus ein hübsches Gesicht – manche bezeichnen es sogar als reizend –, aber es leuchtet nicht so wie die Perle, nach der ich benannt bin. Ich werde leicht rot. Und ich bin sehr sonnenempfindlich. Seit ich fünf bin, reibt mir meine Mutter Gesicht und Arme mit Perlmuttercremes ein und mischt mir morgens gemahlene Perlen in den *jook* – den Reisbrei –, in der Hoffnung, das Weiß würde mir in die Haut eindringen. Es hat nicht funktioniert. Jetzt glühen mir die Wangen rot – genau wie mein Vater es hasst. Ich schrumpfe auf meinem Stuhl. Immer, wenn ich in seiner Nähe bin, sinke ich ein bisschen in mich zusammen, aber noch mehr, wenn Baba den Blick von meiner Schwester abwendet und mich anschaut. Ich bin größer als mein Vater, das kann er nicht ausstehen. Wir leben in Shanghai, wo das größte Auto, die größte Mauer oder das größte Gebäude das klare und unerschütterliche Zeichen dafür ist, dass der Besitzer ein sehr wichtiger Mensch ist. Ich bin kein wichtiger Mensch.

»Sie hält sich für schlau«, fährt Baba fort. Er trägt einen gut geschnittenen Anzug im westlichen Stil.

Seine Haare weisen nur wenige graue Strähnen auf. In letzter Zeit wirkte er häufig nervös. Aber heute Abend ist seine Stimmung noch düsterer als sonst. Vielleicht hat sein Lieblingspferd nicht gewonnen oder die Würfel sind anders gefallen, als er es wollte. »Aber wenn sie etwas nicht ist, dann klug.«

Mein Vater hat diesen Satz bei Konfuzius gefunden, der schrieb: »Eine gebildete Frau ist eine wertlose Frau.« Man nennt mich einen Bücherwurm, was selbst im Jahr 1937 nicht als Kompliment gilt. Doch so schlau ich auch sein mag, wie ich mich vor den Worten meines Vaters schützen soll, weiß ich nicht.

Die meisten Familien essen an einem runden Tisch. So sind sie immer ein Ganzes und miteinander verbunden, ohne harte Kanten. Wir essen an einem eckigen Tisch aus Teakholz. Jeder hat einen festen Platz: mein Vater neben May auf der einen Seite des Tisches, gegenüber von May meine Mutter, damit meine Eltern an May gleichermaßen teilhaben können. Tag um Tag, Jahr um Jahr ist jede Mahlzeit eine Erinnerung daran, dass ich nicht ihr Liebling bin und es auch nie sein werde.

Während mein Vater weiter an mir herummäkelt, blende ich mich aus und tue so, als würde ich mich für unser Esszimmer interessieren. An der Wand zur Küche hängen normalerweise vier Bildrollen mit den vier Jahreszeiten. Heute wurden sie abgenommen, so dass nur noch dunkle Umrisse zu sehen sind. Das ist nicht das Einzige, was fehlt. Wir hatten früher immer einen Deckenventilator, aber letztes Jahr kam Baba auf die Idee, dass es komfortabler wäre, wenn wir uns beim Essen von den Dienern Luft zufächeln lassen

würden. Sie sind heute Abend nicht hier, und wir schwächten vor Hitze. Sonst wird der Raum von einem Art-Déco-Kerzenleuchter und passenden Wandleuchtern aus gelb und rosa getöntem Ätztglas erhellt. Auch die sind weg. Ich verschwende aber nicht viele Gedanken darauf und gehe davon aus, dass die Bildrollen abgenommen wurden, damit sich die seidenen Ränder in dieser Feuchtigkeit nicht aufrollen, dass Baba den Dienern freigegeben hat, damit sie mit ihren eigenen Familien zu einer Hochzeit oder einer Geburtstagsfeier gehen können, und dass die Leuchten vorübergehend abgenommen wurden, weil sie geputzt werden mussten.

Koch – der selbst keine Frau und keine Kinder hat – trägt unsere Suppenschalen ab und serviert nun Shrimps mit Wasserkastanien, in Sojasauce geschmortes Schweinefleisch mit getrocknetem Gemüse und Bambussprossen, gedämpften Aal, ein Acht-Schätze-Gemüsegericht sowie Reis, aber die Hitze dämpft mein Hungergefühl. Lieber wären mir ein paar Schluck gekühlter Ume-Saft, kalte, süße Mungobohnensuppe mit Minze oder eine süße Mandelbrühe.

Als Mama sagt: »Der Korbmacher hat heute zu viel verlangt«, entspanne ich mich. So wie es vorhersehbar ist, das mein Vater mich kritisiert, so kann man auch damit rechnen, dass meine Mutter ihre 12 Leiden aufzählt. Sie sieht elegant aus, wie immer. Spangen aus Bernstein halten ihren Haarknoten, den sie im Nacken trägt, genau an der richtigen Stelle fest. Ihr Kleid, ein *cheongsam* aus mitternachtsblauer Seide mit halblangen Ärmeln, ist entsprechend ihrem Alter und ihrem Stand fachkundig auf sie zugeschnitten worden.

Mama führt ein glückliches Leben. Die arrangierte Ehe mit meinem Vater verläuft einigermaßen friedlich. Morgens liest sie buddhistische Sutras, fährt mit einer Rikscha zum Mittagessen zu Freundinnen, spielt bis in den späten Nachmittag hinein Mah-Jongg und klagt mit Ehefrauen ähnlicher Stellung über das Wetter, faule Diener, die Wirkungslosigkeit der neuesten Mittelchen gegen Schluckauf, Gicht oder Hämorrhoiden. Sie hat nichts, worüber sie sich ärgern müsste, aber jede Geschichte, die sie uns erzählt, ist von leiser Verbitterung und ständiger Sorge durchdrungen. »Es gibt kein glückliches Ende«, sagt sie oft. Trotzdem ist sie eine schöne Frau, und mit ihren Lilienfüßen geht sie so anmutig wie ein sich wiegender junger Bambus im Frühlingswind.

»Der faule Diener von nebenan hat den Nachttopf der Familie Tsao ausgeschüttet, und jetzt stinkt es in der ganzen Straße nach Jauche«, sagt Mama. »Und Koch!« Sie gestattet sich ein missbilligendes Zischeln. »Koch hat uns alte Shrimps vorgesetzt, der Geruch hat mir völlig den Appetit verdorben.«

Wir widersprechen ihr nicht, aber dieser erstickende Gestank kommt nicht von einem Nachttopf oder tagealten Shrimps, sondern von ihr. Da unsere Diener nicht da sind, um für frische Luft zu sorgen, würgt es mich bei dem Geruch, der von dem Blut und dem Eiter aufsteigt, der durch die Bandagen sickert, die Mamas Füße so klein zusammenhalten.

Mama klagt unablässig, bis Baba sie unterbricht. »Ihr Mädchen könnt heute Abend nicht ausgehen. Ich muss mit euch reden.«

Er spricht zu May, die ihn ansieht und ihr schönes

Lächeln lächelt. Wir sind nicht verdorben, aber wir haben Pläne für den Abend, und ein Vortrag von Baba darüber, dass wir nicht jedes Reiskörnchen in unseren Schalen aufessen, gehört nicht dazu. Normalerweise reagiert Baba auf Mays Charme, indem er lächeln muss und seine Anliegen vergisst, aber diesmal blinzelt er und richtet den Blick seiner schwarzen Augen auf mich. Wieder schrumpfe ich zusammen. Manchmal denke ich, das ist die einzig echte Weise, in denen ich meinen Eltern Respekt entgegenbringe, indem ich mich vor meinem Vater klein mache. Ich betrachte mich als modernes Shanghaier Mädchen. Ich mag nicht an dieses ganze Gehorche-gehorsche-gehorsche-Zeugs glauben, das man den Mädchen in der Vergangenheit beigebracht hat. Aber die Wahrheit ist, May und ich sind nur Mädchen. Niemand wird den Familiennamen weitertragen, und niemand wird unsere Eltern als Ahnen verehren, wenn ihre Zeit gekommen ist. Mit meiner Schwester und mir endet die Linie Chin. Als wir noch klein waren, hatten unsere Eltern wegen unseres geringen Werts kein Interesse daran, uns zu lenken. Wir waren die Mühe und Anstrengung nicht wert. Später passierte dann etwas Merkwürdiges: Meine Eltern verliebten sich in ihre jüngere Tochter – sie waren völlig vernarrt in sie. Dadurch konnten wir ein gewisses Maß an Freiheit behalten, was dazu führte, dass oft niemand beachtete, wie verwöhnt meine Schwester war oder wie sehr wir manchmal jeglichen Respekt und unsere Pflicht vergaßen. Was andere vielleicht respektlos und unhöflich nennen würden, nennen wir modern und ungebunden. »Nicht eine Kupfermünze bist du wert«, sagt Baba

mit schneidender Stimme. »Ich weiß nicht, wie ich dir jemals...«

»Ach Ba, jetzt hör doch auf, so an Pearl herumzunörgeln. Du kannst dich glücklich schätzen, so eine Tochter zu haben. Und ich mich noch glücklicher, weil sie meine Schwester ist.«

Wir alle wenden uns May zu. So ist sie. Wenn sie spricht, kann man nicht anders, als ihr zuzuhören. Wenn sie im Raum ist, kann man nicht anders, als sie anzusehen. Alle lieben sie – unsere Eltern, die Rikschajungen, die für meinen Vater arbeiten, die Missionare, die uns in der Schule unterrichtet haben, die Künstler, Revolutionäre und die Ausländer, die wir in den letzten Jahren kennengelernt haben.

»Wollt ihr mich gar nicht fragen, was ich heute gemacht habe?«, fragt May. Ihre Frage ist so leicht und luftig wie die Flügel eines Vogels im Flug.

Damit verschwinde ich aus dem Gesichtsfeld meiner Eltern. Ich bin die ältere Schwester, aber in vielerlei Hinsicht kümmert sich May um mich.

»Erst hab ich mir im Metropol einen Film angeschaut, dann bin ich in die Avenue Joffre, um Schuhe zu kaufen. Von dort war es nicht weit zu Madame Garnets Laden im Hotel Cathay, wo ich mein neues Kleid abholen wollte.« May hört sich jetzt ein bisschen vorwurfsvoll an. »Sie hat gesagt, sie gibt es mir erst, wenn ihr vorbeikommt.«

»Kein Mädchen braucht jede Woche ein neues Kleid«, sagt Mama sanft. »Da könntest du dir ausnahmsweise ein Beispiel an deiner Schwester nehmen. Ein Drache braucht keine Rüschen, Spitzen und Schleifchen. Für so etwas ist Pearl viel zu praktisch veranlagt.«

»Baba kann es sich aber leisten«, gibt May zurück. Mein Vater beißt die Zähne zusammen. Ist es wegen etwas, was May gesagt hat, oder will er mich gleich wieder kritisieren? Er öffnet schon den Mund, aber meine Schwester schneidet ihm das Wort ab.

»Wir haben jetzt den siebten Monat, und die Hitze ist unerträglich. Wann schickst du uns nach Kunming, Baba? Du willst doch nicht, dass Mama und ich krank werden, oder? Wenn der Sommer kommt, ist es in der Stadt immer so scheußlich. Um diese Jahreszeit sind wir in den Bergen viel glücklicher.«

May hat mich taktvoll aus ihren Fragen herausgelassen. Ich komme besser immer erst später dazu. Aber eigentlich will sie mit ihrem ganzen Geplapper nur unsere Eltern ablenken. Meine Schwester sieht zu mir her, nickt beinahe unmerklich und steht schnell auf.

»Komm, Pearl. Machen wir uns fertig.«

Ich schiebe den Stuhl zurück und freue mich, vor der Kritik meines Vaters gerettet worden zu sein.

»Nein!« Baba schlägt mit der Faust auf den Tisch. Das Geschirr klappert. Mama fährt überrascht zusammen. Ich erstarre. Die Leute in unserer Straße bewundern meinen Vater für seinen Geschäftssinn. Er hat den Traum wahrgemacht, den jeder gebürtige Shanghaier hat, genau wie jeder Shanghailänder – das sind die Ausländer, die aus der ganzen Welt hierher gekommen sind, um ihr Glück zu machen. Er hat mit nichts angefangen und trotzdem etwas aus sich und seiner Familie gemacht. Vor meiner Geburt hatte er ein Rikschauunternehmen in Kanton geführt, nicht als Betreiber, sondern als Subunternehmer. Er hat Rikschas für siebzig Cent pro Tag gemietet und sie dann

an einen kleineren Subunternehmer für neunzig Cent weitervermietet, bevor sie schließlich für einen Dollar am Tag an die Rikschafahrer vermietet wurden. Nachdem er genügend Geld beisammen hatte, zog er mit uns nach Shanghai und machte sein eigenes Rikschauunternehmen auf. »Mehr Möglichkeiten«, sagt er gerne – und mit ihm wahrscheinlich eine Million weitere Bewohner der Stadt. Baba hat uns nie erzählt, wie er so wohlhabend geworden ist oder wie er diese Möglichkeiten bekommen hat, und ich habe nicht den Mut, ihn danach zu fragen. Man ist sich – sogar innerhalb der Familie – einig, besser nicht nach der Vergangenheit zu fragen, denn jeder ist nach Shanghai gekommen, um vor etwas zu entfliehen oder weil er etwas zu verstecken hat.

May ist das alles egal. Ich schaue sie an und weiß genau, was sie sagen will: Ich habe keine Lust, mir anzuhören, dass dir unsere Frisuren nicht gefallen. Ich habe keine Lust, mir anzuhören, dass wir nicht die bloßen Arme oder zuviel Bein zeigen sollen. Nein, wir wollen keine »normalen Vollzeitbeschäftigungen«. Du bist vielleicht mein Vater, aber trotz des ganzen Getöses, das du veranstaltest, bist du ein schwacher Mann, und ich will dir nicht zuhören. Stattdessen neigt sie nur den Kopf und blickt auf eine Art auf meinen Vater hinab, die ihn völlig machtlos werden lässt. Diesen Trick hat sie schon als Kleinkind gelernt und als sie älter wurde, hat sie ihn perfektioniert. Wie unbekümmert, wie unangestrengt sie ist, da schmilzt jeder dahin. Sie verzieht den Mund zu einem kleinen Lächeln. Sie klopft ihm auf die Schulter, und sein Blick wird auf ihre Fingernägel gelenkt, die, genau

wie meine, durch das mehrmalige Auftragen von Springkrautsaft rot gefärbt wurden. Berührungen sind – sogar innerhalb der Familie – nicht gänzlich tabu, üblich sind sie jedoch auf keinen Fall. In einer guten und anständigen Familie gibt es keine Küsse, keine Umarmungen, keine liebevollen Klapse. May weiß also genau, was sie tut, als sie unseren Vater berührt. Während er verstört seinen Widerwillen zeigt, wirbelt sie davon, und ich folge ihr eilig. Wir sind ein paar Schritte weit, als Baba uns nachruft.

»Bitte geht nicht.«

Aber wie üblich lacht May einfach nur. »Wir arbeiten heute Nacht. Warte nicht auf uns.«

Ich gehe hinter ihr die Treppe hinauf, und die Stimmen unserer Eltern begleiten uns wie ein unharmonisches Lied. Mama singt die Melodie: »Eure Ehemänner tun mir leid.« »Ich brauche Schuhe.« »Ich will ein neues Kleid.« »Kaufst du uns Opernkarten?« Baba sorgt mit seiner tieferen Stimme für den Bass: »Kommt zurück. Bitte kommt zurück. Ich muss euch etwas sagen.« May ignoriert sie, und ich versuche es ebenfalls. Ich bewundere es, wie sie die Ohren vor den Worten und der Beharrlichkeit unserer Eltern verschließen kann. Da ist sie ganz anders als ich, wie in so vielen anderen Dingen auch.

Mama behauptet steif und fest, May und ich könnten uns nicht ändern, selbst wenn wir es versuchten. May soll so selbstzufrieden sein wie das Schaf, in dessen Jahr sie geboren wurde. Das Schaf ist das weiblichste aller Sternzeichen, sagt Mama. Es ist modebewusst, künstlerisch veranlagt und teilnahmsvoll. Das Schaf braucht jemanden, der sich um es kümmert, damit es

immer sicher sein kann, Nahrung, Obdach und Kleidung zu haben. Auch ist das Schaf dafür bekannt, dass es andere mit seiner Zuneigung erstickt. Das Glück lächelt auf das Schaf herab, weil es so ein friedliches Wesen und ein freundliches Herz hat, aber – und das ist laut Mama ein großes Aber – manchmal denkt das Schaf nur an sich selbst und seine Bequemlichkeit.

In mir steckt das Streben und Verlangen eines Drachen, das nie ganz befriedigt werden kann. »Es gibt keinen Ort, wo du mit deinen großen Füßen nicht hin könntest«, sagt Mama zu mir. Aber ein Drache, das mächtigste Sternzeichen, hat auch seine Schattenseiten. »Ein Drache ist loyal, fordernd, verantwortungsbewusst, er bändigt das Schicksal«, hat Mama mir gesagt, »aber du, meine Pearl, wirst immer von dem Dampf, der dir aus dem Mund dringt, behindert.«

Ob ich eifersüchtig auf meine Schwester bin? Wie soll ich auf sie eifersüchtig sein, wenn sogar ich sie anhimmele? Long – Drache – ist unser gemeinsamer Generationsname. Ich bin Perldrache und May ist Schöner Drache. Sie schreibt ihren Namen, wie es im Westen üblich ist, aber auf Mandarin ist *mei* eines der Wörter für schön, und genau das ist sie. Meine Pflicht als Mays ältere Schwester ist es, sie zu schützen, darauf zu achten, dass sie den richtigen Weg einschlägt. Manchmal bin ich trotzdem böse auf sie: zum Beispiel als sie ohne mich zu fragen einfach meine pinkfarbenen italienischen Seidenstöckelschuhe angezogen und im Regen ruiniert hat. Aber es bleibt dabei: Meine Schwester liebt mich. Ich bin ihre *jie jie* – ihre ältere Schwester. In der Hierarchie der chinesischen Familie werde ich immer und für alle Zeit über ihr stehen,

selbst wenn mich meine Familie nicht so sehr liebt wie sie.

Als ich in unser Zimmer komme, hat sich May schon das Kleid ausgezogen. Ich ziehe die Tür hinter uns zu und schließe uns in unsere Mädchenwelt ein. Wir haben zwei gleiche Himmelbetten mit Baldachinen aus weißem Leinen mit blauen Einfassungen. Sie sind bestickt mit einem Glyzinienmuster. In den meisten Schlafzimmern in Shanghai hängt ein Shanghai-Girls-Poster oder -Kalender, aber wir haben mehrere davon. Wir sind Shanghai-Girls-Modelle, und unsere Lieblingsbilder haben wir uns für unser Zimmer ausgesucht: May, die in einer lindgrünen Seidenjacke auf einem Sofa sitzt und eine Zigarette der Marke Hata-men in einer elfenbeinernen Zigarettenspitze hält, ich, in Hermelin gewickelt, die Knie zum Kinn gezogen, schaue von einem eingerahmten Säulengang vor einem mythischen See in die Kamera und preise Dr. Williams Pink Pills for Pale People an (wer sollte solche Pillen besser verkaufen als jemand, der von Natur aus einen pinkfarbenen Teint hat?), und schließlich wir beide, wie wir zusammen in einem eleganten Boudoir sitzen, jede mit einem dicken kleinen Jungen auf dem Arm - dem Symbol für Wohlstand und Erfolg. Wir verkaufen Milchpulver für Babynahrung, um zu zeigen, dass wir moderne Mütter sind, die für unseren modernen Nachwuchs die besten modernen Erfindungen verwenden.

Ich durchquere das Zimmer und gehe zu May an den Schrank. Jetzt beginnt eigentlich erst unser Tag. Heute Nacht sitzen wir für Z. G. Li Modell, den besten der Maler, die sich auf Shanghai-Girls-Kalen-

der, Poster und Werbung spezialisiert haben. Die meisten Familien wären entsetzt, wenn ihre Töchter Künstlern Modell sitzen und häufig die ganze Nacht wegbleiben würden, und unsere Eltern waren das zunächst auch. Aber als wir dann angefangen haben, Geld zu verdienen, machte es ihnen nichts mehr aus. Baba nahm unseren Verdienst und investierte ihn. Wenn wir unsere Ehemänner kennenlernen, uns verlieben und heiraten möchten, dann können wir mit unserem eigenen Geld bei unseren Ehemännern einziehen, sagt er.

Wir wählen *cheongsams*, die sich ergänzen, um Harmonie und Stil zu präsentieren, während wir gleichzeitig eine Leichtigkeit und Frische ausstrahlen, die all jenen Frühjahrs Glück verspricht, die das Produkt verwenden, das wir verkaufen. Ich wähle einen *cheongsam* aus pfirsichfarbener Seide mit roten Paspeln. Das Kleid ist so eng geschnitten, dass die Schneiderin den Schlitz an der Seite gewagt hoch gezogen hat, damit ich überhaupt laufen kann. Knebelverschlüsse aus dem gleichen Stoff wie die roten Paspeln halten das Kleid am Hals, über den Brüsten, unter der Achsel und an der rechten Seite hinunter. May zieht einen *cheongsam* aus blassgelber Seide an, die mit feinen weißen Blüten, die in der Mitte rot sind, gemustert ist. Ihre Paspeln und Knebelverschlüsse sind genauso tiefrot wie meine. Der steife Mandarinkragen ihres Kleids ist so hoch, dass er sie an den Ohren berührt; kurze Ärmel betonen ihre schlanken Arme. Während sich May die Augenbrauen in die Form junger Weidenblätter malt – lang, dünn und glatt –, tupfe ich mir weißen Reispuder auf das Gesicht, um meine rosigen

Wangen zu verbergen. Dann schlüpfen wir in rote Stöckelschuhe und malen uns auch die Lippen in einem passenden Rot an.

Vor kurzem haben wir uns die langen Haare abschneiden und uns eine Dauerwelle machen lassen. May macht mir jetzt einen Mittelscheitel und steckt mir die Locken hinter die Ohren, wo sie herausstehen wie Pfingstrosen mit schwarzen Blütenblättern. Dann kämme ich ihr die Haare, lasse die Locken ihr Gesicht umrahmen. Wir geben noch rosa Kristallohrhänger, Jaderinge und Goldketten dazu, um unser Erscheinungsbild zu vervollständigen. Unsere Blicke treffen sich im Spiegel. Von den Postern an der Wand gesellen sich noch vielfache Bilder von May und mir zu unserem Spiegelbild. Wir genießen diesen hübschen Anblick einen Moment lang. Wir sind einundzwanzig und achtzehn. Wir sind jung, wir sind schön, und wir leben im Paris Asiens.

Wir trippeln wieder nach unten, rufen rasch Auf Wiedersehen und treten hinaus in die Nacht von Shanghai. Wir wohnen im Viertel Hongkew, gleich gegenüber dem Suzhou. Wir gehören nicht zum offiziellen International Settlement, aber wir sind doch so nahe daran, dass wir uns vor möglichen ausländischen Eindringlingen geschützt glauben. Wir sind nicht furchtbar reich, aber ist das nicht immer eine Frage des Maßstabs? Nach britischen, amerikanischen oder japanischen Standards kommen wir gerade so zurecht, aber für chinesische Verhältnisse besitzen wir ein Vermögen, auch wenn manche unserer Landsleute in der Stadt hier wohlhabender sind als viele Ausländer zusammen. Wir sind *kaoteng Huajen* –

höherstehende Chinesen –, die der Religion des ch'ung yang anhängen: wir verehren alles, was aus dem Ausland kommt, von der Verwestlichung unserer Namen bis zu unserer Liebe zu Kinofilmen, Speck und Käse. Als Mitglied der *bu-er-ch'iao-ya* – der bourgeoisen Klasse – ist unsere Familie so begütert, dass unsere sieben Diener abwechselnd auf der Eingangstreppe ihre Mahlzeiten zu sich nehmen können, um die vorüberkommenden Rikschafahrer und Bettler wissen zu lassen, dass man regelmäßig zu essen bekommt und ein zuverlässiges Dach über dem Kopf hat, wenn man für die Chins arbeitet.

Wir gehen vor an die Ecke und handeln mit mehreren hemd- und schuhlosen Rikschajungen, bevor wir uns auf einen guten Preis einigen. Wir klettern hinein und sitzen nebeneinander.

»Fahr uns zur Französischen Konzession«, weist May den Jungen an.

Seine Muskeln ziehen sich zusammen, als er die Rikscha mühsam in Bewegung setzt. Bald hat er einen angenehmen Tretrhythmus gefunden, und der Schwung der Rikscha nimmt die Spannung von seinen Schultern und dem Rücken. Er zieht uns wie ein Lasttier, aber ich fühle mich einfach nur frei. Tagsüber benutze ich immer einen Sonnenschirm, wenn ich einkaufe, Besuche mache oder Englisch unterrichte. Aber nachts muss ich mir keine Gedanken wegen meiner Haut machen. Ich setze mich aufrecht hin und hole tief Luft. Ich werfe einen Blick zu May hinüber. Sie ist so unbekümmert, dass sie ihren *cheongsam* so leichtsinnig im Wind flattern lässt, dass er sich bis zum Oberschenkel öffnet. Sie ist kokett, und sie

könnte in keiner besseren Stadt als Shanghai leben, um ihre Qualitäten zu verbessern, ihr Lachen, ihre schöne Haut, ihre reizende Konversation.

Wir fahren auf einer Brücke über den Suzhou und biegen dann rechts ab, weg vom Huangpu mit seinem feuchten Geruch nach Öl, Tang, Kohl und Abwasser. Ich liebe Shanghai. Shanghai ist anders als andere Städte in China. Statt geschweifter Dächer und Kacheln haben wir *mo t'ei talou* – magische große Gebäude – die bis zum Himmel reichen. Statt Mondtoren, Geisterschirmen, kunstvollen Gitterfenstern und rot lackierten Säulen haben wir neoklassische Granithäuser, die mit Art-Déco-Schmiedearbeiten, geometrischen Mustern und Ätztglas verziert sind. Statt Bambushainen, die an Bächen stehen, oder Weiden, die ihre langen Zweige in Teiche hängen lassen, haben wir europäische Villen mit sauberen Fassaden, eleganten Balkonen, Zypressenreihen und ordentlich gemähte Rasenflächen, die von makellos gepflegten Blumenbeeten gesäumt sind.

Unser Fahrer fährt uns durch Gassen, die gerade breit genug sind für Fußgänger, Rikschas und Karren mit Bänken für zahlende Passagiere. Dann biegen wir in die Bubbling Well Road ein. Er zieht uns den eleganten Boulevard entlang, ohne Angst vor den schnurrenden Chevrolets, Daimlers und Isotta-Fraschinis, die vorbeischießen. An einer Ampel flitzen Bettlerkinder auf die Straße, umrunden unsere Rikscha und zerren uns an den Kleidern. Jeder Block trägt den Geruch von Tod und Verfall, von Ingwer und gebratener Ente, von französischem Parfüm und Räucherware zu uns. Die lauten Stimmen der hier geborenen

Shanghainesen, das ständige Klick-klick des Abakus, das Rattern der Rikschas, die durch die Straßen rollen, bilden die Hintergrundgeräusche, die mir sagen, dass hier unser Zuhause ist.

An der Grenze zwischen dem International Settlement und der Französischen Konzession hält der Rikschajunge an. Wir zahlen ihn, überqueren die Straße, gehen um ein totes Baby herum, das auf dem Gehsteig liegen gelassen wurde, suchen uns einen anderen Rikschafahrer, der eine Lizenz für die Französische Konzession hat, und nennen ihm die Adresse von Z. G., eine Straße, die von der Avenue Lafayette abgeht. Dieser Fahrer ist noch schmutziger und verschwitzter als der letzte. Sein zerfleddertes Hemd verbirgt das Gerüst mit den hervortretenden Knochen, zu dem sein Körper mittlerweile geworden ist. Er zögert, bevor er sich in die Avenue Joffre hineintraut. Das ist ein französischer Name, aber die Straße ist der Lebensmittelpunkt der Weißrussen. Über den Läden hängen Schilder in kyrillischen Buchstaben. Wir atmen den Duft von frischem Brot und Kuchen aus den russischen Bäckereien ein. Aus den Clubs dringt schon Musik, es wird getanzt. Als wir uns der Wohnung von Z. G. nähern, ändert sich die Gegend wieder. Wir kommen an der Seeking Happiness Lane vorbei, in der es mehr als 150 Bordelle gibt. Aus dieser Straße werden jedes Jahr viele von Shanghais berühmten Blumen – die talentiertesten Prostituierten der Stadt – ausgewählt und auf die Titelseiten von Zeitschriften gebracht.

Unser Fahrer lässt uns aussteigen, wir zahlen. Als wir die wackeligen Stufen in den zweiten Stock von

Z. G.s Mietshaus hochgehen, lockere ich die Kringel, die ich hinter den Ohren stecken habe, mit den Fingerspitzen etwas auf, drücke die Lippen zusammen, um den Lippenstift besser zu verteilen, und richte meinen *cheongsam*, damit mir der seidene Schrägschnitt wieder perfekt über die Hüften fällt. Immer wenn Z. G. die Tür öffnet, bin ich überrascht, wie gut er aussieht: ein dicker, ungebärdiger schwarzer Haarschopf, schmal gebaut, eine große, runde Drahtbrille, Blick und Gebaren so intensiv, dass sie von langen Nächten, einer Künstlernatur und politischer Inbrunst künden. Ich mag groß sein, aber er ist noch größer. Das ist eines der vielen Dinge, die ich an ihm liebe.

»Das ist perfekt, was ihr anhabt«, freut er sich.

»Kommt herein! Kommt herein!«

Wir wissen nie genau, was er für unsere Sitzung geplant hat. Junge Frauen, die gleich in einen Pool springen, Minigolf spielen oder einen Bogen spannen, um einen Pfeil über den Himmel zu schicken, waren in letzter Zeit äußerst populär. Fit und gesund zu sein ist das Ideal. Wer eignet sich am besten, um Chinas Söhne aufzuziehen? Die Antwort: eine Frau, die Tennis spielen, Auto fahren und eine Zigarette rauchen kann und dennoch so zugänglich, elegant und verführerisch aussieht wie möglich.

Er führt uns zu dem Bühnenbild, das er heute aufgebaut hat: eine gemütliche Ecke mit einem dick gepolsterten Sessel, einem kunstvoll geschnitzten chinesischen Wandschirm und einem mit einem unendlichen Knotenmuster verzierten Tontopf, aus dem einige blühende Pflaumenzweige die Illusion von freier Natur und Frische vermitteln.

»Heute verkaufen wir My-Dear-Zigaretten«, verkündet Z. G. »May, ich hätte gerne, dass du dich in den Sessel setzt.« Sobald sie sitzt, tritt er zurück und schaut sie ganz genau an. Ich liebe Z. G. dafür, wie behutsam und feinfühlig er mit meiner Schwester umgeht. Immerhin ist sie noch ziemlich jung, und was wir tun, würden die meisten wohlerzogenen Mädchen gar nicht machen. »Entspann dich ein bisschen«, weist er sie an, »als wärst du die ganze Nacht unterwegs gewesen und würdest deiner Freundin ein Geheimnis anvertrauen wollen.«

Nachdem er May richtig hindrapiert hat, ruft er mich herbei. Er dreht mich zurecht, bis ich auf der Rückenlehne von Mays Sessel hocke.

»Du hast so schöne lange Linien und Arme und Beine«, sagt er, als er meinen Arm nach vorne zieht, so dass ich mich mit der Hand abstützen muss, während ich über May balanciere. Er legt die Hand auf meine, spreizt meinen kleinen Finger ab. Er lässt die Hand einen Moment dort ruhen, dann weicht er zurück, um sich seine Komposition anzusehen. Zufrieden gibt er uns Zigaretten. »Und jetzt beugst du dich zu May hin, Pearl, als hättest du dir gerade die Zigarette an ihrer angezündet.«

Ich tue, was er mir aufträgt. Er tritt ein letztes Mal nach vorne, um May eine Strähne von der Wange zu streichen und ihr das Kinn so zurechtzurücken, dass das Licht auf ihren Wangenknochen tanzt. Ich mag ja vielleicht diejenige sein, die Z. G. gerne malt und berührt – und das fühlt sich wirklich verboten an –, aber es ist Mays Gesicht, das alles verkauft: von Zündhölzern bis hin zu Vergasern.

Z. G. geht hinter seine Palette. Er mag es nicht, wenn wir sprechen oder uns bewegen, während er malt, aber er unterhält uns, indem er das Grammophon anstellt und über dies und jenes plaudert.

»Pearl, sind wir hier, um Geld zu verdienen oder um uns zu amüsieren?« Er wartet nicht auf meine Antwort. »Schadet das, was wir tun, unserem Ruf oder tut es ihm gut? Ich behaupte weder noch. Wir machen etwas anderes. Shanghai ist das Zentrum der Schönheit und der Modernität. Ein wohlhabender Chinese kann sich alles leisten, was er auf unseren Kalendern sieht. Wer weniger Geld hat, kann danach streben, diese Dinge eines Tages zu besitzen. Und die Armen? Die können nur davon träumen.«

»Lu Hsün hat da eine andere Meinung«, sagt May. Ich seufze ungeduldig. Jedermann bewundert Lu Hsün, den großen Schriftsteller, der letztes Jahr gestorben ist, aber das heißt noch lange nicht, dass May während unserer Sitzung über ihn reden sollte. Ich sage nichts dazu und halte die Pose.

»Er wollte, dass China modern ist«, fährt May fort. »Er wollte, dass wir uns von den *lo fan* und ihrem Einfluss befreien. Auch die Shanghai Girls hat er mit einem kritischen Auge betrachtet.«

»Sicher, sicher«, antwortet Z. G. ruhig, aber ich bin überrascht, was meine Schwester alles weiß. Sie liest nicht; das hat sie noch nie getan. Offenbar versucht sie, Eindruck bei Z. G. zu machen, und es funktioniert. »Ich war da an dem Abend, als er diese Rede gehalten hat. Du hättest gelacht, May. Pearl, du genauso. Er hat einen Kalender hochgehalten, auf dem zufällig ihr beide zu sehen wart.«

»Welchen?«, frage ich nun doch.

»Ich habe das Bild nicht gemalt, aber ihr beide tanzt einen Tango darauf. Pearl, du hast May nach hinten gebogen. Es war sehr ...«

»An das erinnere ich mich! Mama hat sich wahnsinnig aufgeregt, als sie es gesehen hat. Weißt du noch, Pearl?«

Und ob ich das noch weiß. Mama bekam das Bild in dem Laden an der Nanking Road, wo sie immer Binden für den monatlichen Besuch der kleinen roten Schwester kauft. Sie hat geweint und getobt und gebrüllt, dass wir die Familie Chin beschämen würden, indem wir so aussahen und uns so benahmen wie weißrussische Taxidancer. Wir versuchten zu erklären, dass die Shanghai-Girls-Kalender in Wirklichkeit Respekt gegenüber den Eltern und traditionelle Werte vermitteln. Sie werden zum chinesischen und zum westlichen Neujahr verschenkt, als Ansporn, als Werbung oder als Aufmerksamkeit für besondere Kunden. Von den guten Häusern finden sie dann langsam ihren Weg zu den Straßenhändlern, die sie für ein paar Kupfermünzen an die Armen verkaufen. »Lu Hsün hat gesagt, Posterkalender sind verderbt und anstößig«, fährt May fort. Sie bewegt die Lippen kaum, damit sie weiter lächeln kann. »Er hat gesagt, Frauen, die dafür Modell stehen, sind krank. Und dass diese Krankheit nicht von der Gesellschaft kommt ...«

»Sie kommt von den Malern«, beendet Z. G. den Satz für sie. »Er fand es dekadent, was wir tun, und behauptete, es würde die Revolution nicht voranbringen. Aber sag mir doch, kleine May, wie soll die Revolution ohne uns passieren? Antworte nicht. Sitz

einfach da und sei still. Sonst brauchen wir noch die ganze Nacht.«

Ich bin froh, als es ruhig ist. In der Zeit vor der Republik wäre ich schon längst in einer rot lackierten Sänfte verborgen in das Haus meines Mannes gebracht worden. Mittlerweile hätte ich mehrere Kinder zur Welt gebracht, hoffentlich Söhne. Aber ich wurde 1916 geboren, im vierten Jahr der Republik. Das Füßbinden wurde verboten, und das Leben der Frauen änderte sich. Arrangierte Ehen wurden in Shanghai als rückständig betrachtet. Alle wollen jetzt aus Liebe heiraten. Und bevor es soweit ist, glauben wir an die freie Liebe. Nicht, dass ich sie reichlich verschenkt hätte. Ich habe sie noch gar nicht verschenkt, aber ich würde es tun, wenn Z. G. mich darum bäte. Er hat mich so hingesezt, dass mein Gesicht schräg zu dem von May steht, aber ich soll ihn gleichzeitig ansehen. Ich halte die Pose, schaue zu ihm hin und träume von unserer gemeinsamen Zukunft. Freie Liebe hin oder her, aber ich möchte, dass wir heiraten. Jede Nacht, in der er malt, erinnere ich mich zurück an die großen Feiern, auf denen ich war, und stelle mir die Hochzeit vor, die mein Vater für Z. G. und mich ausrichten wird.

Kurz vor zehn hören wir den Ruf des Wan-Tan-Suppenverkäufers: »Warme Suppe! Sie bringt euch ins Schwitzen! Kühlung für die Haut und für die Nacht!« Z. G. lässt seinen Pinsel in der Luft verharren und tut so, als würde er überlegen, wo er als nächstes Farbe auftragen soll. In Wirklichkeit ist er gespannt, wer von uns zuerst die Pose aufgibt.

Als der Wan-Tan-Mann direkt unter dem Fenster

steht, springt May auf und kreischt: »Ich halt's nicht mehr aus!« Sie eilt zum Fenster und ruft unsere übliche Bestellung nach unten. Dann lässt sie eine Schüssel an einem Seil hinunter, das wir aus mehreren Paaren unserer Seidenstrümpfe zusammengeknotet haben. Der Wan-Tan-Mann schickt uns eine Schüssel nach der anderen herauf, die wir voller Genuss essen. Danach nehmen wir wieder unsere Plätze ein und machen uns an die Arbeit.

Nicht lange nach Mitternacht legt Z. G. den Pinsel zur Seite. »Für heute sind wir fertig«, sagt er. »Ich arbeite bis zur nächsten Sitzung mit euch am Hintergrund weiter. Lasst uns gehen!«

Während er einen Nadelstreifenanzug, Krawatte und Filzhut anzieht, müssen May und ich uns erst einmal strecken, weil wir ganz steif geworden sind. Wir frisch unser Make-up auf und kämmen uns die Haare. Und dann sind wir auf der Straße, wir haben uns alle drei untergehakt und laufen lachend die Straße entlang, während Verkäufer ihre Leckereien ausrufen.

»Glühend heiße Ginkgonüsse! Alle schon offen!«

»Schmorpflaumen mit Süßholzpulver! Eine Köstlichkeit! Nur zehn Kupfermünzen pro Packung!«

Fast an jeder Ecke stehen Wassermelonenverkäufer. Jeder hat einen eigenen, charakteristischen Ruf und verspricht die beste, süßeste, saftigste, kälteste Melone der ganzen Stadt. So verlockend sie auch sind, wir gehen an ihnen vorbei. Zu viele dieser Verkäufer versuchen ihre Melonen schwerer zu machen, indem sie ihnen Wasser aus dem Fluss oder aus den Bächen einspritzen. Von einem einzigen Biss könnte man sich die Ruhr, Typhus oder Cholera holen.

Wir erreichen das Casanova, wo später Freunde zu uns stoßen werden. Man erkennt May und mich als Shanghai Girls, daher bekommen wir einen guten Tisch neben der Tanzfläche. Wir bestellen Champagner, und Z. G. fordert mich zum Tanzen auf. Ich liebe es, wie er mich hält, während wir über den Tanzboden wirbeln. Nach ein paar Stücken werfe ich einen Blick zu unserem Tisch hinüber, wo May alleine sitzt. »Du solltest vielleicht einmal mit meiner Schwester tanzen«, sage ich.

»Wenn du das willst«, antwortet er.

Wir tanzen zurück zum unserem Tisch. Z. G. nimmt May an der Hand. Das Orchester spielt ein langsames Stück. May legt ihm den Kopf an die Brust, als würde sie seinem Herzschlag lauschen. Z. G. führt May elegant zwischen den anderen Tanzpaaren hindurch. Einmal treffen sich unsere Blicke, und er lächelt. Meine Gedanken sind typisch für ein Mädchen: unsere Hochzeitsnacht, unser gemeinsames Leben als Ehepaar, die Kinder, die wir bekommen werden.

»Da bist du ja!« Jemand küsst mich auf die Wange. Als ich aufblicke, steht meine Schulfreundin Betsy Howell vor mir. »Wartest du schon lange?«

»Wir sind gerade erst hier angekommen. Setz dich. Wo ist der Kellner? Wir brauchen noch Champagner. Hast du schon gegessen?«

28 Betsy und ich sitzen eng nebeneinander, stoßen an und trinken unseren Champagner. Betsy ist Amerikanerin. Ihr Vater arbeitet für das Außenministerium. Ich mag ihre Eltern, weil sie mich mögen und nicht versuchen, Betsy daran zu hindern, mit Chinesen zu verkehren, wie es so viele andere ausländische Eltern

tun. Betsy und ich haben uns in der Missionsstelle der Methodisten kennen gelernt, wo sie hingeschickt wurde, um den Heiden zu helfen, und ich, um die Umgangsformen des Westens zu lernen. Ob sie meine beste Freundin ist? Eigentlich nicht. Meine beste Freundin ist May. Betsy kommt erst an zweiter Stelle. »Du siehst hübsch aus heute«, sage ich. »Ein schönes Kleid hast du an.«

»Na klar! Du hast mir doch geholfen, als ich es gekauft habe. Ich würde aussehen wie eine alte Kuh, wenn ich dich nicht hätte.«

Betsy ist ein bisschen pummelig, und dazu hat sie noch eine dieser vernünftigen amerikanischen Mütter, die sich mit Mode so gut wie gar nicht auskennen. Deshalb habe ich Betsy zu einer Schneiderin geführt, damit sie sich ein paar anständige Sachen nähen lassen kann. Heute trägt sie ein Etuikleid aus zinnoberrotem Satin mit einer Brillant-Saphir-Brosche über der linken Brust. Blonde Locken fallen ihr über die sommerprossigen Schultern.

»Schau doch mal, wie süß!« Betsy nickt zu Z. G. und May hinüber.

Wir sehen ihnen beim Tanzen zu, während wir über unsere Schulfreundinnen klatschen. Als das Lied zu Ende ist, kommen Z. G. und May zurück an den Tisch. Er hat Glück, heute Abend in Gesellschaft von drei Frauen zu sein, und er macht alles genau richtig, indem er nacheinander mit jeder von uns tanzt. Gegen ein Uhr kommt endlich Tommy Hu. May steigt die Hitze in die Wangen, als sie ihn sieht. Mama hat mit seiner Mutter jahrelang Mah-Jongg gespielt, und sie haben immer darauf gehofft, dass es zwischen unse-

ren Familien eines Tages eine Verbindung geben wird. Mama wird begeistert sein, wenn sie von diesem Treffen hört.

Um zwei Uhr morgens treten wir dann wieder hinaus auf die Straße. Es ist Juli, heiß und feucht. Alle sind noch wach, sogar die Kinder und die Alten. Es ist Zeit für einen Imbiss.

»Kommst du mit?«, frage ich Betsy.

»Ich weiß nicht. Wohin geht ihr?«

Wir schauen alle Z. G. an. Er nennt ein Café in der Französischen Konzession, das als Treffpunkt für Künstler und Kommunisten bekannt ist.

Betsy zögert nicht. »Dann los. Nehmen wir den Wagen von meinem Vater.«

Das Café ist verraucht und düster, aber in unseren schicken Kleidern kommen wir uns gar nicht fehl am Platz vor. Wir setzen uns zu einer Gruppe von Z. G.s Freunden. Tommy und May schieben ihre Stühle vom Tisch weg, damit sie sich ungestört unterhalten und sich der hitzigen Diskussion darüber entziehen können, wem unsere Stadt »gehört« – den Briten, den Amerikanern, den Franzosen oder den Japanern? Wir sind den Ausländern zahlenmäßig weit überlegen, selbst im International Settlement, aber wir haben keine Rechte. May und ich machen uns gemeinhin keine Gedanken darüber, ob wir zum Beispiel vor Gericht gegen einen Ausländer aussagen dürfen oder ob sie uns in einen ihrer Clubs lassen, aber Betsy kommt aus einer anderen Welt.

»Am Ende des Jahres«, sagt sie, und ihre Augen sind dabei klar und leidenschaftlich, »wird man von den Straßen im International Settlement zwanzigtausend

Leichen aufgesammelt haben. Wir steigen jeden Tag über diese Toten, aber ich kann keine Anzeichen dafür erkennen, dass irgendjemand von euch etwas dagegen unternimmt.«

Betsy glaubt, dass sich viel ändern muss. Aber warum toleriert sie dann May und mich, wenn wir so bewusst ignorieren, was um uns herum geschieht?

»Willst du wissen, ob wir unser Land lieben?«, fragt Z. G. »Es gibt doch zwei Arten von Liebe, nicht wahr? *Ai kuo* ist die Liebe, die wir für unser Land und unser Volk empfinden. *Aj jen* ist das, was ich vielleicht für meine Geliebte empfinde. Die eine ist patriotisch, die andere romantisch.« Er wirft mir einen kurzen Blick zu, und ich werde rot. »Können wir nicht beides haben?«

Gegen fünf Uhr verlassen wir das Café. Betsy winkt, steigt in den Wagen ihres Vaters und wird weggefahren. Wir sagen Gute Nacht – beziehungsweise Guten Morgen – zu Z. G. und Tommy und rufen eine Rikscha. An der Grenze zwischen der Französischen Konzession und dem International Settlement steigen wir wieder in eine andere Rikscha um, und dann rumpeln wir über die Pflastersteine nach Hause.

Die Stadt ist wie ein Ozean, sie schläft nie. Wenn die Nacht abebbt, beginnt der Strom der morgendlichen Kreisläufe und Rhythmen. Die Fäkaliensammler schieben ihre Karren durch die Gassen und rufen: »Leert eure Nachtöpfe aus! Hier kommt der Sammler! Leert eure Nachtöpfe aus!« Shanghai mag die erste Stadt gewesen sein, in der es Strom, Gas, Telefone und fließend Wasser gab, aber was die Abwasserentsorgung betrifft, hängen wir hinterher. Doch

zahlen die Bauern auf dem Land Höchstpreise für unsere Fäkalien, weil sie wegen unserer Ernährung so reichhaltig ist. Dann kommen die Essensverkäufer, die Brei aus Hiobstränensamen, Aprikosenkernen und Lotussamen feilbieten, gedämpfte Reiskuchen aus Kartoffelrose und weißem Zucker, und Eier, die sie in Teeblättern und fünf Gewürzen ziehen ließen.

Als wir zu Hause ankommen, bezahlen wir den Rikschafahrer. Wir heben den Riegel des Tors zu unserem Haus an und gehen über den Weg zur Eingangstür. Durch die Feuchtigkeit der Nacht wird der Duft der Blumen, der Büsche und der Bäume noch verstärkt, und wir sind trunken von dem Jasmin, den Magnolien und den Zwergkiefern, die unser Gärtner züchtet. Wir steigen die Steinstufen hinauf und gehen unter einem geschnitzten hölzernen Gitter hindurch, das böse Geister abhält – ein Zugeständnis an Mamas Aberglaube. Unsere Absätze klappern laut auf dem Parkettboden im Eingang. In dem Salon links brennt Licht. Baba ist wach und wartet auf uns.

»Setzt euch und sagt nichts.« Er zeigt auf die Sitzbank, die ihm gegenüber steht.

Ich tue, was er sagt, falte die Hände im Schoß und kreuze die Beine in Höhe der Knöchel. Falls wir in Schwierigkeiten stecken, hilft es, sittsam zu schauen. Seine Nervosität der letzten Wochen hat sich in etwas Hartes, Unbewegliches verwandelt. Die Worte, die er gleich sagt, verändern mein Leben für immer.

»Ich habe für euch beide Ehen arrangiert«, sagt er.

»Die Zeremonie findet übermorgen statt.«

Wie es weitergeht

Die Schwestern können sich der arrangierten Ehe nicht entziehen, denken aber nicht im Traum daran, den Weg nach Amerika anzutreten. Doch als der Vater spurlos verschwindet, weiß die Mutter, dass sie alleine mit den beiden Töchtern aus Shanghai fliehen muss; die Stadt wird von den Japanern angegriffen.

Die Flucht der drei endet für die Mutter tödlich, auch Pearl, die Erzählerin, überlebt die Vergewaltigungen durch die Soldaten nur knapp. Die beiden Schwestern schaffen es schließlich, sich bis auf die Einwanderungsinsel vor San Francisco – Angel's Island – durchzuschlagen. Hier erst gesteht May der älteren Schwester, dass sie schwanger ist, obwohl sie in der Hochzeitsnacht mit ihrem Ehemann nicht geschlafen hat. Die beiden kommen zum Schluss, dass sie so lange auf der Einwanderungsinsel bleiben müssen, bis May das Kind bekommt. Und sie schaffen es sogar, dass man ihnen glaubt, Pearl hätte das Mädchen Joy zur Welt gebracht – denn sie hat die Ehe mit dem fremden Mann aus Los Angeles vollzogen.

Als Pearl und May endlich in Los Angeles ankommen, ist alles ganz anders als erwartet. Die Familie lebt in der engen Welt von China Town, die beiden Ehemänner sind keine echten Brüder, Mays Ehemann ist der einzige leibliche Sohn der Familie, doch geistig etwas zurückgeblieben. Pearls Mann ist ein »paper son«, ein Chinese, der sich die Existenz in Amerika teuer erkauft hat. Vom Geheimnis der Schwestern, der wahren Abstammung der Tochter Joy, darf niemand etwas wissen, nicht einmal die Ehemänner.

Pearl zieht Joy groß und arbeitet in China Town, May schafft es nach und nach, sich eine kleine Karriere in Hollywood aufzubauen – doch beiden ist klar, dass Chinesen nicht gerne gesehen sind. Und spätestens mit Maos Sieg geraten die Bewohner von China Town in Verdacht, verkappte Kommunisten und Feinde des Landes zu sein.

Die Tochter Joy soll es besser haben, sie soll zur Universität gehen und eine richtige Amerikanerin werden. Als sie in Chicago ihr Studium beginnt, gibt es den Verdacht, dass Joy nicht nur eine Linke ist, sondern dass sie aus einer verkappten kommunistischen Familie stammt – ihr Vater soll den Häschern McCarthy gestehen, dass er ein »paper son« ist und sich somit illegal im Land aufhält. Pearl und ihr Mann können nicht wissen, dass May die entscheidenden Hinweise gegeben hat. Und der Konflikt, der schon lange zwischen den Schwestern schwelte, fordert schwere Opfer.

Bisher erschienen von Lisa See bei C.Bertelsmann



Der Seidenfächer
Roman, 384 Seiten
geb. mit SU
ISBN 978-3-570-00875-1

Auch als Taschenbuch
bei Blanvalet lieferbar.



Eine himmlische Liebe
Roman, 448 Seiten
geb. mit SU
ISBN 978-3-570-00894-2

»Nur den besten Romanciers gelingt, was Lisa See vollbracht hat: Sie bringt uns nicht nur die Menschen nahe, sondern eine ganze Kultur.«

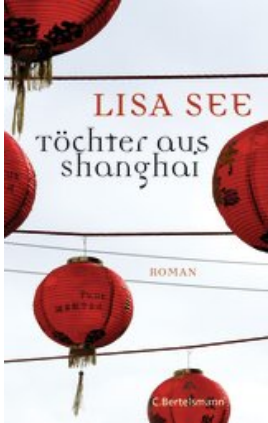
Arthur Golden

»Lisa See ist eine meisterhafte Autorin, die sich auf ihr Wissen über Geschichte, Kultur und Politik verlassen kann, um daraus eine spannende Handlung zu entwickeln.«

The Boston Globe

»Lisa Sees Erzählkunst und ihre genau gezeichneten Figuren ziehen die Leser gleich in den Bann. Sie schildert 20 Jahre Leid, Leidenschaft und Glück vor dem Hintergrund einer düsteren Zeit.«

Publishers Weekly



Lisa See

Töchter aus Shanghai

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, ca. 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-01057-0

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: September 2009

»Lisa See bringt uns nicht nur die Menschen nahe, sondern eine ganze Kultur.«
Arthur Golden, Autor von »Die Geisha«

Pearl und May sind verwöhnte Töchter, die das Leben im glitzernden Shanghai der 30er-Jahre genießen, doch der Vater hat sein Vermögen verspielt und verheiratet die beiden nach Amerika. Damit beginnt die Odyssee der zwei Schwestern, deren Schicksal auch in der Neuen Welt aufs Engste miteinander verknüpft bleiben wird. Denn in Los Angeles werden sie von der Familie, in die sie verheiratet worden sind, misstrauisch beäugt. Und das Leben in China Town ist beschwerlich.

Lisa See hat mit »Töchter aus Shanghai« einen großen Roman über zwei Schwestern geschrieben, deren Lebensentwürfe nicht unterschiedlicher sein könnten, sind sie doch beste Freundinnen und harte Konkurrentinnen zugleich.

 [Der Titel im Katalog](#)